

Teresa von Ávila

Ich möchte heute mit einem Text von einer Frau beginnen, deren Namen ich Ihnen erst hinterher sagen möchte, weil Sie mir dann vielleicht etwas neugieriger zuhören.

Nein, mein Schöpfer, du bist nicht undankbar, und ich bin sicher, dass du die Bitten der Frauen erhören wirst. Als du auf Erden warst, bist du, weit davon entfernt, die Frauen zu verachten, ihnen mit großem Wohlwollen begegnet. Du hast bei ihnen größere Liebe und mehr Glauben gefunden als bei Männern. Ihre Verdienste machen uns gut. Ist es nicht genug, Herr, dass die Welt uns ausgeschlossen hält? Ist es denn so bestellt, dass wir Frauen in der Öffentlichkeit für dich nichts tun können, was der Mühe wert wäre? Und sollten wir der Welt ihr Unrecht nicht vorhalten dürfen? Solltest du eine so gerechte Bitte nicht erhören? Nein, Herr, ich kann es nicht glauben. Denn du bist ein gerechter Richter und nicht wie die Richter dieser Welt, die alle Männer sind. Es gibt keine Tugend der Frau, die sie nicht mit Männern betrachten. Aber, mein König, es wird ein Tag kommen, an dem sie uns alle erkennen werden. Ich spreche nicht für mich selbst, aber wenn ich unsere Welt von heute sehe, dann finde ich es nicht gerecht, dass Menschen mit einem tugendhaften und starken Gemüt verachtet werden, einzig und allein weil sie Frauen sind.

Dieser Text stammt von der 51-jährigen Teresa von Ávila. Teresa identifiziert sich mit der Situation der Frauen ihrer Zeit, die in der Öffentlichkeit nichts zu suchen haben. Sie nimmt kritisch Bezug auf die Männerwelt, deren vornehmliche Eigenschaft das Richten und das Erobern ist. Sie setzt sich indirekt, aber deutlich mit der Inquisition auseinander, die sie allenthalben antrifft und die auch sie persönlich zu spüren bekommt. Und so ist es auch kein Zufall, dass auch dieser Text von einem Zensor so verstümmelt wurde, dass er auch noch heute in den meisten Werkausgaben fehlt.

Aber nicht weniger entscheidend ist, dass Teresas Auseinandersetzung in Form eines Bitt- und Klagegebets erfolgt. Die Leiden der eigenen Zeit, hier besonders der Frauen, werden zusammengesehen mit der Jesusüberlieferung der Schrift. Diese Zweisprache und Gleichzeitigkeit mit Christus kennzeichnet Teresas Selbsterverständnis ebenso wie ihre Beurteilung der Zeit, und eben daraus erwächst die Tapferkeit, mit der sie das Elend der bestehenden Verhältnisse beim Namen nennt und auf Erneuerung und Reform aus ist.

Um noch einen Moment bei dem Text zu bleiben – er ist im Jahre 1566 geschrieben, Teresa ist 31 Jahre im Kloster und hat nach langen inneren und äußeren Kämpfen eine Reformbewegung des Ordens in Gang gebracht, vor vier Jahren begann die erste Gemeinschaft von zwölf Frauen ein Leben radikaler Armut und Stellvertretung. Und die große Welt von 1566, die an Teresa nicht vorbeigeht: Philipp II. ist seit zehn Jahren an der Macht; diese beginnt bereits ihren Höhepunkt zu überschreiten. Die Eroberungen Lateinamerikas bringen Reichtum und brutales Unrecht, die Kriege mit England und den Niederlanden stehen bevor, elf Jahre zuvor wurde im Augsburgener Religionsfrieden die Spaltung der Christenheit endgültig besiegelt. Vor drei Jahren erst ging das Konzil von Trient zu Ende, vor zwei Jahren starb der Reformator Calvin. Kurzum, eine Zeit voll angsthafter Konservativität und voll Reformwillen. An ihre Mitschwester schreibt Teresa: „Meine Schwestern in Christus, helf mir dies, nämlich die Erneuerung der Kirche und die Radikalität der Nachfolge, von ihm zu erfliehen. Aus diesem Grunde versammelte der Herr euch hier, das ist eure Berufung, darin soll eure Beschäftigung bestehen. Das haben eure Wünsche zu sein. Dafür sollen eure Tränen fließen und darum sollt ihr beten und nicht, meine Schwestern, um Dinge dieser Welt hier, worüber ich lache und zugleich betrübt bin, wenn man so etwas unserem Gebet empfiehlt, sodass wir schließlich Gott bei Geschäften in Rechtshändeln und um Geld bitten sollen, und zwar im Auftrag von Menschen, die besser daran täten, Gott zu bitten, das alles loslassen zu können. Die Welt strebt in Flammen, sie wollen Christus gleichsam zum zweiten Mal verurteilen. Nein, meine Schwestern, da ist keine Zeit, mit Gott über unwichtige Dinge zu verhandeln.“

Terasas Rückzug in die strenge Klausur des kontemplativen Lebens hat also nichts mit Weltflucht oder Heilsegoismus zu tun. Solche Züge lassen sich zwar noch bei ihrer ursprünglichen Motivation zum Klostertritt und auch in ihren ersten Ordensjahren feststellen. Und genau dies war einer der Gründe, der sie so schwer erkrankten ließ, dass man schon mit ihrem Tod rechnen musste. Erst als sie ihre diesbezüglichen Ängste und

Ambivalenzen von Gott her akzeptiert und ausgestanden sah, kam es für sie zu der Klarheit, die fortan aus ihrem reformatorischen Wirken und aus ihren Schriften spricht: Entschiedenste Gottbezogenheit und sensible Weltverantwortung. Gottes- und Nächstenliebe gehören für sie nun untrennbar zusammen. Der Weg der Vollkommenheit im Sinne Jesu führt Teresa und ihre Mitschwesteren zwar in ein extrem alternatives Leben, sie werden wirklich Radikale im monchischen Dienst, die die evangelischen Räte und Selbpreisungen wörtlich nehmen. Aber was damit intendiert und anfänglich auch erreicht wird, ist ein Stück Reform der Einzelnen mit dem Ziel einer Reform der kirchlichen Gemeinschaft an Haupt und Gliedern. Die Hinwendung zur Kontemplation und zur Seelenarbeit im Gebet, Verzicht und Arbeit sind kein Selbstzweck, sondern sie dienen der Ablösung von Lebensverhältnissen, die als falsch und gottlos entlarvt werden. Verhältnisse, in denen das Gesetz des Geldes, der Macht, der Position und der imperialen Eroberung regiert. Und dieser inneren Reform entspricht dann der Reformwille im Blick auf Kirche und Gesellschaft.

Allerdings sieht sich Teresa durch die Zeichen ihrer Zeit und die eigene Glaubensbiographie gedrängt, ihre Energie gleichsam auf einen Pol zusammenzuziehen. Sie übernimmt die Aufgabe derer, die im religiös begründeten Protest gegen eine zu weltlich, zu herrlich, zu imperial gewordene christliche Welt allein auf die Macht des ohnmächtigen Gekreuzigten sich verlassen. So gesehen könnte man Teresas Reformklöster als Zeichen der Erneuerung betrachten, deren die ganze, so veräußerte Kirche dringend bedurft. Und das alles initiiert eine Frau, die ihr Leben lang nicht die Gesündeste war und von allen Seiten verdächtigt wurde.

Da waren einerseits die Theologen, die ihren Stil des inneren Gebetes und die Courage ihrer Taten natürlich nur Männern zugestehen wollten. Dann die Inquisition, von der sie lange Zeit ins Visier genommen wurde, im Verein mit den scholastischen Theologen und den kirchlichen Notabeln, die ihr übernahmen, dass sie als Frau die unglaublich anstrengenden Reisen auf sich nahm, um Klöster zu gründen und die höchst weltlichen Geschäfte zu besorgen, die nun einmal damit verbunden waren. Typisch für derlei Verdächtigungen ist die Stellungnahme des Papstes Gregor XIII. gegenüber einem spanischen Diplomaten, in der sich der Papst auf Denuntiationen aus Spanien bezieht: „Ich wundere mich“, so der Papst, „dass Eure Exzellenz den Namen einer so schlechten und ruchlosen Frau in den Mund nehmen, den Namen dieser schmutzigen und sinnlosen Nonne, die im höchsten Grade unzüchtig ist und ihre betriebsamen Klostergründungen nach der neuen Regel nur zum Vorwand nimmt, um ihren ausschweifenden Gelüsten zu fröhnen.“ Und wie reagiert Teresa?

Für die Inquisition hatte sie immer nur ein gelöstes, freilich mit allen Wassern der Klugheit gewaschenes Lächeln übrig, und was die übrigen Vorwürfe angeht: „Als ich darüber nachdachte“, schreibt sie, „ob jene, die es nicht gut fanden, dass ich auszog, um Klöster zu gründen, nicht recht hätten und ob es vielleicht besser wäre, wenn ich mich immer mit Beren beschäftigte, hörte ich den Herrn sagen: Solange du lebst, besteht dein geistlicher Fortschritt im Vollbringen meines Willens.“ Und als sie darauf verweist, was der heilige Paulus und der Titusbrief doch über das abgeschidene Leben der Frau und ihr Schweigen in der Kirche sagen und was sie ja selbst immer wieder zu hören bekam, erhält sie jetzt die Antwort: „Sag ihnen, dass sie sich nicht immer einseitig von einem Text der Schrift leiten lassen, sondern auch andere in ihre Sicht einbeziehen. Oder glauben sie vielleicht, dass sie mir die Hände binden können?“ Bezeichnend an diesem Christustholog Teresas ist ihr Ernstnehmen der Schrift und ihr Mut, die Aussage des Neuen Testaments im Licht der eigenen Glaubenserfahrung zu interpretieren.

Zwei neutestamentliche Geschichten hat sie besonders geschätzt und sich mit ihnen identifiziert. Einmal die Geschichte von Martha und Maria. Die wahre Freundin Jesu ist immer beides zugleich: kontemplativ hörende Maria und aktiv tätige Martha. Zum anderen die Erzählung von der Samariterin am Jakobsbrunnen, in der sich Teresa selbst angesprochen und repräsentiert sah. Die Frau, die sich von Christus das durstlöschende Wasser des Glaubens geben lässt und dadurch fähig wird, in ihrem Dorf zur missionarischen Zeugin seiner Gegenwart zu werden. Da hatte man einer Frau geglaubt seitens der Männer im Dorf. Das Bild Teresas als Frau in der Männerkirche wäre unvollständig und verzeichnet, wollte man nicht auch ihre positiven Erfahrungen wenigstens andeuten. Ihre ganze selbstverständliche Kirchlichkeit wurde für sie besonders konkret in ihrer intensiven und regelmäßigen Beratung mit Beichtvätern und Theologen, obwohl sie es schwer genug hatte, überhaupt gute zu finden. Aber es gehört zum Geheimnis ihres Lebens und auch ihres Erfolgs, dass sie nichts, wie die alten und neuen Schwärmer, ganz allein auf eigene Faust unternahm.

Selbst dort, wo sie schon ein sicheres Urteil hatte, holte sie den Rat anderer ein. Dabei befolgte sie die erstaunliche Maxime: besser ein guter Fachtheologe, der vom mystischen Leben nur wenig Ahnung hat, als ein Beichtvater, der zwar fromm und geistlich nicht unerfahren ist, aber theologischen Unsinn redet. Immer war ihr Verhältnis zu ihnen von einer erfrischenden Unbekümmertheit und Souveränität. So kann sie zum Beispiel damit kokettieren, dass Frauen zwar dumm sind und keine guten

Ratgeber, aber bisweilen doch einiges wissen, was andere nicht tun. An ihren Vorgesetzten kann sie von einem Erfolg in Sachen Klostergründung schreiben: „Ich möchte wetten, Sie hätten das nicht zustande gebracht.“ Und einem Beichtvater, der sich viel auf seine Kenntnis der weiblichen Psyche zugutehielt, konnte sie offen sagen: „Ihr amüsiert mich, wenn Ihr sagt, Ihr braucht nicht lange, um sie, die Schwestern, zu verstehen und kennenzulernen. Es ist gar nicht so einfach, uns Frauen auf die Schliche zu kommen. Ihr nehmt ihnen jahrelang die Beichte ab und wundert euch eines Tages darüber, dass Ihr sie nur wenig verstanden habt. Verstehen sie sich selbst doch nicht immer, wenn sie ihre Sünden eingestehen, und Ihr beurteilt sie nach dem, was sie sagen.“

Ähnlich souverän und realistisch Teresas Beziehung zu Frauen ihrer Zeit. Häufig wird sie zu Adligen und sogar Fürstinnen gerufen, denn ihr Rat ist gefragt. Sie lässt sich weder durch Bewunderung noch durch Macht und Imponiergehabe vereinnahmen. „Der Herr hat mich mit solcher Unabhängigkeit begnadet, er hat mich die sichtbaren Dinge so gründlich einschätzen lassen, dass ich mir in meinen Beziehungen zu diesen großen Damen, bei denen ich es mir zur Ehre hätte anrechnen können, ihnen zu dienen, so viel Freiheit bewahrte, als hätte ich auf gleichem Fuß mit ihnen gestanden.“ Noch mehr zeigt sich diese Freiheit in ihrer Art, das Zusammenleben der Schwestern zu gestalten und zu prägen. Ihre Schriften zeigen fast auf jeder Seite ein erstaunliches Fingerspitzengefühl in der Beurteilung seelischer Vorgänge und Prozesse. Sowenig Teresa halberzige Frauen und halberzige Männer ausstehen kann und deshalb vor Laschheit warnt – „eine einzige unzufriedene Nonne fürchte ich mehr als den Teufel“ –, so sehr ist sie umgekehrt allergisch gegenüber religiösen Übertreibungen und ekstratischen Schwärmereien. Schwestern mit schwachem Nervenkostüm sollen lieber länger schlafen und im Garten arbeiten, als sich zu schnell der Betrachtung hinzugeben, wobei sie dann hysterische Zustände für Offenbarungen halten. Besondere geistliche Erfahrungen bleiben immer verdächtig, solange ihnen nicht nachweisbar eine Lebens- und Verhaltensänderung in Richtung Nächstenliebe entspricht. Teresa war ein Mensch der Freundschaft und des Gesprächs von Anfang an. Und so sind auch ihre Beziehungen zu Männern ihrer Zeit höchst differenziert.

Da gibt es gleichsam geschäftliche, bloß dienstliche Kontakte, aber auch sehr persönliche Freundschaften. Besonders nahe stand ihr neben Johannes vom Kreuz vor allem Pater Gratian, der erste Provinzial der Reformbewegung des Ordens. Liest man Teresas Briefe an ihn, so lässt sich nicht übersehen: Sie hat ihn auf eine tiefe und verhaltene Weise geliebt.

Ähnlich zeigen Teresas Beziehungen zu ihren Mitschwestern eine große Bandbreite von kaum eingedämmter Abneigung über wechselseitig kritischen Respekt bis hin zur innigen Vertraulichkeit. Was man den teresianschen Humanismus genannt hat, der schon damals ebenso faszinierend wie abstoßend wirkte, hat auch sicher einiges mit ihrer Fähigkeit als Frau zu lieben zu tun. Auch ihre Christusbeziehung ist davon geprägt. Sie erfährt sich von seiner Liebe durch und durch bestimmt, sei wie durchbohrt, versteht sich ihm anverlobt und nennt sich deshalb Teresa von Jesus. Und sie gibt dieser Beziehung die Gestalt eines dauernden Zwiegesprächs.

Vor allem die Menschheit und Menschlichkeit Jesu Christi, seine Bedürftigkeit und menschliche Verlassenheit sind es, die Teresas Liebe zu ihm besonders hervorgerufen haben. Teresa steht am Beginn einer Epoche, deren Ende und Übergang wir heute zu bestehen haben, an der Schwelle zur bürgerlich-neuzeitlichen Welt, die freilich weiterhin eine patriarchalische Kultur ist. Im Raum christlicher Spiritualität ist Teresa eine der Ersten, die das, was man die neuzeitliche Wende zum Subjekt, zum selbstbewussten Ich genannt hat, radikal vollzieht. Ihr Mut zur persönlichen, inneren Erfahrung und zum unterschiedenen, eigenen Weg erscheint im Rückblick ebenso zeitgemäß wie prophetisch.

Ihre Fähigkeit, seelische Prozesse genau wahrzunehmen und zu beschreiben, macht sie ohne Übertreibung zu einer Tiefenpsychologin von Rang. Ihr Wille, als Frau in der Kirche und der Gesellschaft zu Wort zu kommen, reht sie ein in die Geschichte der Frauen, die in der Gemeinde nicht länger schweigen. Sicher gibt es vieles, sehr vieles, was fraglich und zeitbedingt ist, manches wirkt auch gezwungen. Aber so viel ist trotz allem sicher: In Teresa von Jesus begegnet in der beginnenden Neuzeit eine Frau, die höchst kreativ auf die Zeichen ihrer Zeit reagiert hat. Ihre Art der Nachfolge belegt eindrucksvoll, dass Gottesglaube und Menschwerdung Christi, Unmittelbarkeit und Weltverantwortung sich gerade nicht ausschließen.

Terasas Glaube ist zudem ein überzeugendes Beispiel, wie die kirchlichen Spannungen, die Spannungen zwischen Amt und Charisma in der Kirche, bestanden werden können, ohne dass es zu einer dummen ergebene Hörigkeit gegenüber den Obigen und entsprechend pervertierten Demut kommen muss oder auch zu bloß zynischer Distanzierung und resignierender Kapitulation. Unterschiedene Kirchlichkeit und unterschiedene Kritik kirchlicher Verhältnisse schließen sich gerade nicht aus. Allerdings hatte das Austragen dieser Spannungen einen Preis, der sie in die Nachfolge des Gekreuzigten führte und oft auch in Situationen, wo sie sich allein noch unmittelbar an Gott halten konnte.

Und in diesem Sinn ist wohl auch ihr berühmtestes Gebet zu verstehen, das ohne diesen Kontext sicher missverständlich wäre: „Nichts dich verstöre, nichts dich entsetze, alles vergeht. Gott bleibt derselbe. Geduld alles erreicht. Wer zu Gott hält, ihm kann nichts fehlen. Allein Gott genügt.“

Menschlich den Weg des Lebens bestehen

Joh 14,1-14

Versuchen wir doch einmal, ganz nüchtern zu bilanzieren, was das heutige Evangelium für uns enthält. Da ist zunächst einmal, vor allem anderen, ein starkes Wort des Trostes und der Ermutigung: Euer Herz sei ohne Angst. Und dieser Zuspruch, in der Situation des Abschieds von Jesus zu den Seinen gesprochen, ist verbunden mit der Aufforderung zum Glauben und begründet in einem Versprechen: Wohin er, Jesus, ihnen vorausgeht, dorthin kommen auch sie. Er selbst wird sie holen. Sie werden und sollen ihm folgen, den Weg kennen sie ja.

Dann zwei Rückfragen, fast möchte man sagen: zwei dumme Fragen, denn Jesu Antwort klingt beides Mal wie enttäuscht. Eine sanfte Zurechtweisung geradezu. Zuerst Thomas, das ist der, der es auch sonst immer ganz genau wissen will, er kennt den Weg nicht und bekommt als Antwort Jesu Verweis auf sich selbst als den Weg, den Weg der Wahrheit und des Lebens. Er selbst als der, durch den man zum Vater kommt und ihn erkennt, und zwar nicht erst in der Zukunft, sondern schon jetzt. Schließlich Philippus und sein ungeduldiger Wunsch nach einer sofortigen Lösung: Zeig uns den Vater, das soll uns genügen. Und wieder Jesu Verweis auf sich selbst. Wer ihn erkannt hat, kennt doch den Vater. Wie kannst du sagen: Zeig uns den Vater? Was die Abschiedsreden erst ankündigen, ist aus der Perspektive des Evangelisten schon eingetreten. Jesus ist von ihnen gegangen, sie bleiben zurück. Der Weg, den er nun vollendet hat, steht für sie noch bevor. Was sich an ihm schon erfüllte, bleibt für sie noch Versprechen, sie haben es nur als Verheißung. Und dazu die Erinnerung an ihn, eben an ihn als den Weg. Die Aufforderung zur Nachfolge also. Aber was dies nun realiter und im Einzelnen bedeutet, das mussten sie erst noch entdecken.